Majestät die Maschine laufen zu sehen?“ Die Königin nickte stumm und folgte dem Mann zur Plattform. Der Handelsminister drehte verlegen den Zylinder. Dort oben war für ihn leider kein Platz mehr.

Die Maschine lief. Ihre mächtigen Glieder drehten sich und surrten ihr eintöniges Lied. Das ließ die Stimme des Direktors nicht bis zum Gefolge unten dringen. Er mußte sich ein wenig zur Königin hinüberneigen, um ihr verständlich zu sein. Er erklärte ihr das Wunderwerk menschlichen Geistes: „Wir haben es hier mit einem Gleichstrommotor von 40 000 Pferdestärken für Walzwerke mit Reversierbetrieb zu tun, die eine besonders hohe Regulierfähigkeit erfordern. Die hier zum ersten Male angewandten Luftfilter vollkommen neuer Konstruktion ...“

Die Königin lauschte ergeben. Sie lächelte in pflichtbewußter Erkenntnis des Erfindergeistes, der zu diesem großen Werke Pate gestanden hatte. Doch dieses Lächeln war erstarrt. „Wenn ich ihr eine Integral- und Differentialrechnung erklären wollte, würde sie ebenso lächeln“, dachte der Direktor einen Augenblick. Er empfand Mitleid mit der Frau neben ihm.

Die Landesmutter war wohl keine Gedankenleserin. Sie hielt die Erklärung der Maschine für beendet, warf einen Blick auf das für sie mit sieben Siegeln verschlossene Geheimnis zu ihren Füßen und sagte freundlich: „Sehr sinnreich!“ Der Handelsminister unten beugte im rechten Augenblick zustimmend und ergeben den Kopf. Er sah ja, die Königin hatte irgend etwas sehr Richtiges bemerkt.

Es war vielleicht ein Zufall, daß die Augen der beiden dort oben auf der Plattform sich für den Bruchteil einer Sekunde trafen. Der Mann, der sonst nur mit Maschinen umging, las im Blick der Königin wie in einem aufgeschlagenen Buche.

„Nein“, sagte er hart, „es ist nicht sinnreich, Majestät. Es ist vollkommen sinnlos!“

Die Königin stutzte. Ihre Sicherheit verließ sie einen Augenblick. Doch sie fand keine Zeit, sich zu besinnen. Denn der Direktor, der nur einen Herzschlag lang über seine eigene Kühnheit erschrak, setzte vollkommen beherrscht hinzu: „Es ist sinnlos, Majestät, daß ich Ihnen diese Maschine erklären muß, an der Sie als Frau unmöglich Interesse nehmen können. Es ist sinnlos, daß die Etikette Sie zwingt, selbst eine Maschine zu sein, die immer lächeln muß, während sich ihr Herz unter der konventionellen Maske sehnt: ‚Könnte ich doch nur Mensch sein!‘“

Er schwieg eine Augenblick. Er erwartete vielleicht eine Antwort. Dann sagte er: „Majestät, es steht in Ihrem Belieben, mich dieser Aeußerung wegen zur Rechenschaft zu ziehen. Ich konnte nicht anders. Ihr Handelsminister hat vielleicht nicht den Richtigen zum Ausstellungsleiter ernannt.“ Er sah ihr offen ins Gesicht.

Die Königin begegnete dem Blick. Das Lächeln stand nicht mehr um ihre Mundwinkel. Zwei Falten waren an seine Stelle getreten. Sie machten aus der Monarchin die Frau, die im Stillen litt. Ihre Stimme zitterte leicht: „Zur Rechenschaft ziehen? Nein! Warum sollte ich mich für Ihr Mitleid rächen? Warum dem ersten Mann gegenüber undankbar sein, der es ehrlich mit mir meint, der endlich einmal in mir das sieht, was ich nicht sein darf, den Menschen? Ich danke Ihnen für Ihr Wort. Es wird noch oft in mir nachklingen und mir manches überwinden helfen. Und nun, lieber Herr Direktor, haben Sie die Freundlichkeit, mich weiter durch Ihre Ausstellung zu führen.“

Sie stand schon mit einem Fuße auf der Treppe. Da wandte sie sich und sagte mit einem Lächeln, das nicht konventionell war: „Ich werde in Ihrer Ausstellung nichts mehr sinnreich finden. Sind Sie zufrieden mit mir?“

Der Direktor nickte stumm. Er hatte wohl keine Zeit zu einer anderen Antwort, weil er mit dem Abstellen der Maschine beschäftigt war.

„Exzellenz“, wandte sich die Königin an den Minister, als sie vor ihrem ergeben horchenden Gefolge stand, „ich konnte mich davon überzeugen, daß Sie eine sehr glückliche Hand hatten, als Sie unseren Herrn Direktor hier zum Ausstellungsleiter ernannten.“ Zehn Köpfe nickten gehorsam Beifall. Der Minister verbeugte sich geschmeichelt. Elf Gesichter lächelten den Direktor an: „Womit hast Du diese Huld verdient, Du steifer Geselle?“ —

Ein paar Tage später wurde der Ausstellungsleiter zum Handelsminister berufen. Der drückte ihm freundlich die Hand und reichte ihm ein Lederetui: „Mein lieber Herr Direktor, auf Vorschlag der Königin hin haben Seine Majestät geruht, Ihnen das Großoffizierskreuz des Ordens vom Panther zu verleihen. Meinen besten Glückwunsch.“ Er lächelte sauersüß. —

Zuhause schloß der Direktor den Orden in seine unterste Schreibtischlade. Er hatte dabei einen bitteren Geschmack im Munde. „Schade“, sagte er, „sie ist nur einmal wirklich nicht Königin allein gewesen. Sie weiß nicht, daß ein gutes Wort von Mensch zu Mensch nur dann belohnt wird, wenn es keinen Lohn findet.“

Die Maulbeeren des Oberbürgermeisters.

Der Oberbürgermeister von London hat während seiner kurzen Amtszeit von einem Jahre einmal Anspruch auf eine Lieferung Maulbeeren aus dem Parke von Finsbury. Doch jetzt droht die Gefahr, daß der Oberbürgermeister auf sein Deputat verzichten muß. Andere Bewerber um die Maulbeeren haben sich gemeldet, und sie werden — obwohl ihre Ansprüche rechtlich nicht anerkannt sind — dem Londoner Stadtoberhaupt das Deputat aller Wahrscheinlichkeit vor der Nase wegnehmen. Holztauben gerieten nämlich auf den Einfall, im Parke zu nisten. Schon im vorigen Jahre hatte die Maulbeerenernte darunter zu leiden; heute ist der Nachwuchs so groß, daß nicht eine einzige Beere, in ein frisches Maulbeerblatt gewickelt, dem Oberbürgermeister überreicht werden dürfte. Zur Erheiterung der vielen Zuschauer haben die Parkwächter seit einigen Tagen mit den Tauben ein regelrechtes Wettrennen um jede Beere aufgenommen, die rote Bäckchen zeigt. Sie verlieren jedesmal und dürfen doch nicht die Tauben vertreiben. So sind die Biederen heute ratlos. Der Oberbürgermeister selbst würde gern auf die Maulbeeren verzichten. Darf er aber seinen Nachfolgern gegenüber eine derartig schwere Verantwortung übernehmen?

Der Richtige?

Nach einem alten Schwank
von F. Schrönghamer-Heimdal.

Vor Zeiten ging ein Gerichts- oder Rentbote über Land, um bei einem Bäuerlein schwere Schuld einzutreiben. Auf einer Kreuzstraße gesellte sich ihm ein fahrender Händler, der seine Haderlumpen in einem Sacke auf dem Rücken trug. Da sie den gleichen Weg hatten, gingen sie ein Stück zusammen, und wie ein Wort das andere gibt, wußte der Rentbote bald, daß sein Weggeselle niemand anderer wäre als der Teufel, der auf Seelenfang ausging. Neugierig, wie dieses Höllengeschäft von statten ginge, wich ihm der Rentbote nicht mehr von der Seite, obwohl sein Begleiter sich bitter über schlechten Geschäftsgang beklagte.

„Nun, nun“, tröstete der Rentbote, „so schlimm wird's nicht sein. Wenn ein bißchen Glück dabei ist, wirst Du den Richtigen bald am Schlafittchen haben.“

„Das ist's eben“, jammerte der Teufel, „bis man den Richtigen erwischt, wird es oft Nacht, und dann hat man keine rechte Freude mehr damit, weil man schon zum Umfallen müde ist. Ach ja, ich möchte wohl tausendmal lieber an Eurer Stelle sein. Ihr habt jeden Namen säuberlich in der Mappe und wißt gleich, wohin des Weges. Unsereiner aber muß oft tagelang umsonst lauern, bis einem der Richtige unterkommt. Es ist nicht so einfach, wie Ihr meint ...“

In diesem Augenblick trieb eine dralle Bauerndirn eine Sauherde des Weges, und wie die Viecher immer wieder in die Rübenfelder rannten, rief die Dirn in heller Verzweiflung: „Daß Euch doch der Teufel hole alle miteinander!“

Heimaterde.

Mütterliche Heimaterde,
Deutschen Wesens Inbegriff.
Dir vertrau' ich Halm und Herde
Und verfrachte leicht mein Schiff.

Treibt es dann auf schwanken Wogen,
Schimmert fern Dein grüner Port;
Und von Zauberkraft gezogen,
Strebt der Kiel zum Hafen fort.

Also bleib' ich Dir verbunden,
Heimatgrund, mit Sein und Hab.
Schenk' mir Kraft in trüben Stunden
Und ein Plätzchen auch — fürs Grab!

Albert Korn.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

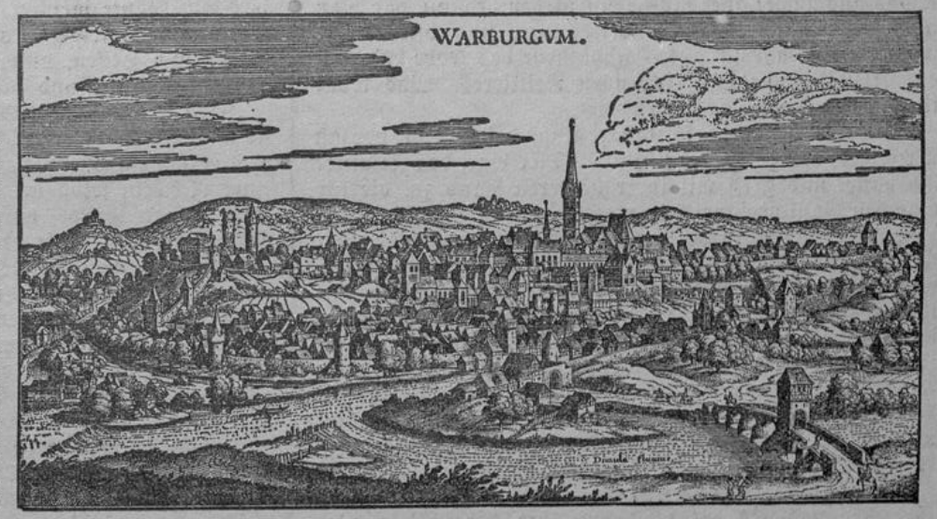
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 72 — 10. September 1930 — 5. Jahrgang

Die Gouvernante

ROMAN VON ERIKA FORST

Cogyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale)

(11. Fortsetzung)

„Will die Meier m i c h reiten lehren?“ dachte die Komtesse und winkte nur ungeduldig mit der Hand, ohne zu antworten.

Endlich war man fertig, und während Harlessen, der nicht mit von der Partie war, die Hand an die Mütze legend, zurücktrat, um den Reitern den Weg freizugeben, gesellte sich Plötz auf Rabe zu Mechthild auf Isod; die beiden anderen folgten auf Wode und Fix.

Isod, das Pferd, empfand sogleich die fremde Hand und noch mehr das ungewohnte Geschirr. Aber die Nähe des ihr vertrauten Rabe sowie der Klang von Isods, der Prinzessin, Stimme ließen in ihr keine Unruhe aufkommen; in die leichte Unbequemlichkeit der fremden Hand fand sie sich mit der Würde eines gutgeschulten Pferdes.

Im übrigen war Mechthild eine einwandfreie Reiterin und verstand es, sich in das Pferd zu schicken, beherzigte auch klugerweise die Anweisung der das Tier kennenden Reiterin, so schroff sie sie auch scheinbar abwies.

So ritt man in den herrlichen Pfingstmorgen hinein.

Es war erst sieben Uhr. Tau lag auf Feld und Flur, eine kühle Luft erfrischte nach der Hitze des gestrigen Tages, und Lerchen schmetterten hoch in der Luft.

Isod, die Prinzessin, vergaß ihren Aerger um das geliebte Pferd, zumal sie sah, daß ihre Rivalin es nicht übel zu nehmen verstand. Sie plauderte mit Ernst-August, der die Nähe des graziösen Geschöpfes mit tiefem Wohlbehagen empfand.

Du darfst sie nicht lieben, denn nimmer kann ein Berenberg eine Meier freien; aber du darfst sie bewundern und ihr die Steine aus dem Wege räumen, dachte er. Immer wieder aber fragte er sich, wo er dieses schmale Antlitz, diese braunen Augen, diesen eigenartig-stolzen Mund gesehen hatte.

Der Gedanke verfolgte ihn so, daß er ihn aussprechen mußte. Aber seine Begleiterin schüttelte den Kopf. Nie sei sie vorher in Pommern gewesen — und er am Rhein? Vor zwei Jahren? Da sei sie noch in Karlsruhe auf dem Gymnasium gewesen, das heißt, sie habe dort ihre Wohnung gehabt und sei mit ein paar Bekannten im Hause von den Professoren eines dortigen Mädchengymnasiums und von einem eigenen Professor nach den dort geltenden Lehrplänen aufs Abitur vorbereitet worden.

Und jetzt im Mai? Seit April sei sie nicht mehr in Bonn gewesen. Also ein Irrtum; denn eine Schwester habe sie nicht, nur einen Bruder. Jäh stockte ihr das Wort.

Gunther und sie sahen sich — das war ein alter Witz — fast zum Verwechseln ähnlich: Haarfarbe, Augen, Mund.

„Es ist zu dumm; die Welt ist zu klein“, dachte sie ärgerlich. Nun, er wird auf den Gedanken nicht kommen, daß ich mit „Prinz Gunther“ verwandt bin, selbst nicht, wenn er ihn kennengelernt hat, und w e n n — dann kann man es ihm ausreden.

Beim Plaudern waren sie weit hinter den beiden anderen zurückgeblieben, hatten sie aus den Augen verloren und fühlten auch keine sonderliche Lust, sie einzuholen.

Plötz und Mechthild tauschten ihre Meinungen über die Reittiere aus und mußten zugeben, daß Isod ein tadellos eingerittenes Pferd sei. Es begann aber jetzt ein wenig unruhig zu werden, seit die beiden anderen nicht mehr in der Nähe waren.

„Ein nervöses Tier hat immer solche Unarten“, meinte Plötz. „Die ihm aber leicht auszutreiben sind, wenn man es mal etwas schärfer hochnimmt; das Fräulein hat die Stute wohl verwöhnt. Wollen sie mal ein bißchen müde machen; dann wird sie sanft wie ein Lamm. Versuchen wir mal links Galopp.“

Mechthild war einverstanden, und Isod parierte mit der Liebenswürdigkeit eines autwilligen Pferdes.

„Rechts Galopp!“

Jsod wunderte sich ein wenig, wie hart die Hand ihrer heutigen Herrin war. Wozu so am Zügel reißen; sie gehorchte doch dem leisesten Druck? Manchmal schüttelte sie sich etwas, zuerst nur ab und zu, als ob sie sich geniere zuzugeben, daß die ungewohnte Art der Belastung ihr etwas ausmache; aber als sie einzusehen begann, daß man auch sie rücksichtslos behandelte, öfter und öfter. Sie wieherte ein paarmal auf — nicht mehr das frohe Wiehern des freudig seine Last tragenden Reittieres. Was wollt ihr eigentlich von mir?, hieß es.

Denn je besser es scheinbar ging, desto mehr vergaß Mechthild, daß es ein sehr subtiles Tier war, das sie unter sich hatte, und griff mit ihrer härteren Hand zu, die für manchen Gaul geeignet sein mochte — nicht aber für Jsod.

Leise regte sich in der der Bock. Und als nun vor einer fast meterhohen Hecke die beiden Reitenden sich anschickten, das Hindernis zu nehmen — zugleich aber die Stimme ihrer geliebten Herrin, weit hinter ihr zwar noch, aber ihrem Ohr vernehm- und erkennbar, in hellem Zuruf ertönte, denn Martha-Jsod wollte die Komtesse vor dem Experiment warnen —, da siegte der Eigenwille über die Wohlerzogenheit und Liebenswürdigkeit, und sie antwortete auf den Antrieb zum Sprung mit einem leichten Aufbäumen, ohne Miene zu machen, die Hecke zu nehmen.

„Wenn Ihre Kusine jetzt die Peitsche nimmt, was ich ihr ohne weiteres zutraue, denn ihre Herrschsucht wird über ihre Vernunft siegen, dann ist sie verloren", sagte Jsod aufgeregt zu Ernst-August; „ich will sehen, an ihre Seite zu kommen."

Und sie trieb mit leichtem Zügelschlag Fix zum gestreckten Galopp.

In diesem Augenblick sah der junge Baron ein goldenes Etwas durch die Luft zu Boden gleiten. Er sprang aus dem Sattel, und nach flüchtigem Suchen fand er im noch feuchten Grase des Waldweges die kleine goldene Uhr, die die Erzieherin im Gürtel zu tragen pflegte.

Ohne sie näher zu betrachten, schob er sie in die Tasche und schwang sich wieder in den Sattel.

Mechthild, den Widerstand des Tieres fühlend und wie eine Bosheit der ihr verhaßten „Gouvernante" gegen ihre Person empfindend, hatte, trotz des warnenden Zurufs Herrn von Plötz', zur Gerte die Zuflucht genommen und sie mit aller Wucht zwei-, dreimal auf den Schenkel des Pferdes niedersausen lassen.

Ja, nun sprang Jsod, riß die Füße vom Boden, schnellte ab, aber den Kopf gesenkt, mit schnaubenden Nüstern und angstvollen Augen, sich zugleich mit solcher Wucht schüttelnd, daß die Komtesse laut aufschrie. Aber so tapfer sie sich hielt — Jsod blieb Sieger.

Unsanft flog die Komtesse ins Gras, und Jsod, befreit aufwiehernd, setzte in sinnloser Furcht über die Hecke und jagte davon.

In diesem Moment hatte Fix mit seiner Reiterin die Stelle erreicht. Eine Sekunde hielt sie an.

Plötz war schon an der Seite Mechthilds, half ihr, sich aufzurichten.

„Ist ihr nichts geschehen?" fragte Jsod atemlos. „Kann sie die Glieder bewegen?"

Und als sie sah, daß die Komtesse sich mühsam, aber mit heilen Gliedern erhob, schnalzte sie mit der Zunge.

„Allons, Fix, holen wir Jsod." Und unter dem sanften Druck ihrer Schenkel flog das schlanke Tier in schön gestreckter Haltung über die Hecke und den Spuren Jsods nach. Die Zurückbleibenden — auch Ernst-August war nun hinzugekommen — hatten alle Not, Mechthild zur Vernunft zu bringen; weinend saß sie im Grase.

„Daran hat sie ganz allein schuld, diese unverschämte Person, diese Meier", schluchzte sie; „sie hat ja das Tier aufsässig gemacht."

Verlegen stand Herr von Plötz daneben. So gleichgültig ihm die niedliche Erzieherin auf Berenberg auch war, in diesem Falle mußte er sie entschuldigen.

„Das Fräulein hat das Pferd doch nicht erschaffen, gnädigste Komtesse", sagte er beruhigend, „und ich selbst habe noch gewarnt, die Peitsche zu gebrauchen — Jsod erträgt das nicht."

„Onkel soll es erschießen, das abscheuliche Tier", beharrte Mechthild. Und als Ernst-August sie bedeutete, vielleicht genüge es, wenn sie, Mechthild, darauf verzichte, es zu reiten, grollte die Komtesse: „Natürlich, du nimmst sie auch in Schutz", wobei unklar blieb, ob sie die Stute oder die Gouvernante meinte.

Jsod flog unterdessen auf Fix über Wiesen und Felder, Gräben und Hecken, hinter Jsod her, die, besinnungslos vor Schreck, blind und rasend vorwärts stürmte.

„Jsod, Jsod", rief das Prinzeßchen, in der Hoffnung, das angsterfüllte Tier möchte ihre Stimme erkennen. Aber es flog davon, durch Dornengestrüpp, um das Fix von seiner Reiterin selbst bei dieser rasenden Jagd noch vorsichtig gelenkt wurde, durch struppiges Untergehölz, über einen Steinacker. Mit einem Male sah Jsod das Tier stürzen und, nachdem es sich zappelnd erhoben hatte, hinkend weiterhumpeln; wenige Schritte, dann blieb es stehen und stieß ein klagendes Wiehern aus. Im Augenblick standen sie nebeneinander: Jsod, das durchgebrannte Prinzeßchen, und Jsod, das durchgegangene Pferd, zwei Schicksalsgenossen, durch warme Sympathie miteinander verbunden.

Das Prinzeßchen glitt von Fix herunter, das gute Tier durch ein freundliches Tätscheln des Kopfes belohnend; dann aber galt ihre ganze Aufmerksamkeit Jsod.

Wie sah das schöne Pferd aus! Das glatte Fell zerfetzt von Dornen und an mehreren Stellen leicht blutend. Zwar sah die kleine Kennerin wohl, daß es sich hier um leichte Schürfungen handelte. Weshalb aber lahmte die Stute? Falls ein Beinbruch vorlag, war das Tier verloren, gerade noch den Schuß Pulver wert, um es zu töten.

Sorgfältig untersuchte sie das Glied mit zarter Hand. Die Stute, die erst angstvoll schnaufend dagestanden, hatte jetzt längst ihre Freundin erkannt und, nachdem sie sich eine Weile deren liebevolle Fürsorge gefallen ließ, schmiegte sie jetzt ihren schmalen Kopf an die Schulter der Helferin, und ihre vorher angstvollen Augen wurden zärtlich und glänzend.

Mit Beruhigung stellte Jsod fest, daß es sich nur um eine verrenkte Sehne bei der Stute handeln könne. Vorsichtig führte sie das Tier zu einem nahen Wassergraben, um die leicht anschwellende Fessel über dem linken Hinterfuß zu kühlen.

Womit aber einen Notverband anlegen? Das Batisttaschentüchlein war allzu winzig. Sie besann sich nicht lange. Was tat Jsod nicht für Jsod? Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß niemand in der Nähe sei, öffnete sie ihre Weste, riß das zarte Linnenhemd entzwei und schnürte die verstauchte oder verrenkte Fessel kunstgerecht ein.

Dann aber war auch ihre Kraft zu Ende. Sie setzte sich neben ihr Pferd ins Gras und begann bitterlich zu schluchzen, und aus diesen Tränen sprach mehr als die Sorge um die Stute, sprach all die unter Trotz, Hochmut, Scherz und selbst Impertinenz verborgene und versteckte Not der vergangenen Wochen.

Jsod, das Pferd, und Fix, sein Kamerad, wußten nichts mit diesem schluchzenden Menschlein anzufangen. Aufmunternd stieß Fix es mit dem Maul an, und Jsod rieb ihren Kopf an ihrer Freundin Rücken, bis diese schließlich aufstand, ihre Arme um ihrer Namensschwester Hals schlang und ihre spärlicher werdenden Tränen auf deren Fell fallen ließ.

So fand Ernst-August die drei beisammen, nachdem er Herrn von Plötz seine Kusine anvertraut hatte, die sich nur schwer hineinfand, daß ihr Vetter sie nicht auch nach Hause begleiten wollte.

„Laß das bösartige Tier doch", meinte sie verächtlich; aber der Baron redete ihr sanft zu, und sie ließ ihn ziehen mit der Miene einer beleidigten Herrscherin.

„Ernst-August ist mir nie sympathisch gewesen", sagte sie achselzuckend zu ihrem Kavalier.

Der junge Baron mußte sich bezwingen, die Erzieherin seiner Schwestern nicht ohne weiteres in den Arm zu

(Fortsetzung folgt)

Die böse Schwiegermutter.

Dankbarer Stoff für schlechte Witze — In Alt-Rom eine unbekannte Erscheinung. — Wenn man die Schwiegermutter heiraten muß.

Von Herbert Elvers.

Neben dem zerstreuten Professor liefert wohl niemand eine solche Fülle von Stoff für mehr oder weniger gute Witze wie die Schwiegermutter. Es ist dies auch nur natürlich. Das Verhältnis der Parteien in einer jungen Ehe gibt häufig Anlaß zu allerlei Schwierigkeiten, und für den Außenstehenden ist dies eine willkommene Gelegenheit, in nicht immer sehr zarter Form seinen Spott an anderen auszulassen. Eigentümlicherweise beziehen sich die Scherze fast ausschließlich auf das Verhältnis zwischen dem jungen Ehemann und der Mutter seiner Frau; die Schwiegermutter der letzteren wird ganz selten einmal, wenn überhaupt, erwähnt.

Dabei hat doch häufig die junge Frau viel mehr von ihrer Schwiegermutter zu leiden als der Mann von der seinen. Vor allem dort, wo in beschränkten Verhältnissen die jungen Eheleute keinen eigenen Hausstand gründen können, sondern die Frau zu dem Manne zieht. Dann gibt es fast stets Streit um die Führung des Haushalts, den die Mutter des Mannes nach altgewohnter Weise weiter leiten will, womit aber die Frau mit Recht nicht einverstanden ist. Am schlimmsten sind die Zustände in dieser Beziehung wohl in Rußland, wo die Frau in die Familie des Mannes hineinheiratet und so gewissermaßen zum Dienstboten ihrer Schwiegermutter wird. Ihr Los gestaltet sich eigentlich erst dann erträglich, wenn sie ihrerseits für ihren Sohn eine Frau ausgesucht hat und diese nun für sich arbeiten lassen kann, genau so, wie sie es bis dahin für die Mutter ihres Mannes tun mußte. Und nicht anders ist es auf dem ganzen Balkan wie im größten Teil des Fernen Ostens.

Besonders schlimm steht es damit in Japan. Die Jungvermählte darf ihre eigenen Eltern so gut wie gar nicht besuchen, ja, nicht einmal lobend von ihnen sprechen, wenn sie nicht das Mißfallen der Familie ihres Mannes erregen will. Statt dessen muß sie ständig betonen, wie gut sie es jetzt nach der Hochzeit habe, wie viel schöner und besser alles bei ihrem Manne und dessen Eltern sei als in ihrem eigenen Heim. Eine junge Frau, die in Japan etwas auf sich hält, betrachtet sich in erster Linie zur Erfüllung aller Wünsche ihrer Schwiegereltern, nicht der ihres Mannes, bestimmt. Sie bringt das alte Paar abends zur Ruhe, ja, des Nachts sogar muß sie sich wiederholt überzeugen, ob sie ihm nicht noch irgendwie behilflich sein kann. Diese Sorge für die Eltern des Mannes ist der Japanerin — die modernisierte vielleicht ausgenommen — so in Fleisch und Blut übergegangen, daß man nie eine sich über ihr Los beklagen hört.

Im alten Europa war es übrigens nicht viel anders. Die Lieder der Troubadours und Minnesänger dürfen nicht darüber hinweg täuschen, daß die Frau damals ein ziemlich rechtloses Wesen darstellte. Mit der Zeit änderte sich dies indessen, die Frau wurde selbständiger und damit selbstbewußter, und nun war auch der Boden für die böse Schwiegermutter in unserem Sinne bereitet. Ihrem Erscheinen folgten aber sofort Spott und Witz, mit denen sich der in die Verteidigung gedrängte Mann am besten des neuen Gegners erwehren konnte. — Im antiken Rom war für die Schwiegermutter überhaupt kein Platz, denn nach römischem Recht trat die Frau mit der Ehe unter die väterliche Gewalt des Vaters ihres Mannes, der dem Familienältesten auch trotz der Heirat untergeordnet blieb. So hört man in Berichten aus dem alten Rom wohl von bösen Schwiegervätern, aber nie von Schwiegermüttern. Die gleiche Erscheinung zeigt sich auch heute noch überall dort, wo ähnliche familienrechtliche Verhältnisse herrschen wie im alten Rom. Und das ist bei zahlreichen primitiven Völkerschaften noch der Fall.

Die Schwiegermutter in unserem Sinne, also die Mutter der Frau, die ihrem Schwiegersohne das Leben verbittert, ist keineswegs eine rein deutsche, nicht einmal europäische, sondern eine über die ganze Welt verbreitete Erscheinung, wenn sie auch in sehr verschiedener Form auftritt. Auf Aaroe z. B. kommt am Abend vor der Hochzeit die Mutter der Braut laut schreiend und wehklagend vor das Haus des Bräutigams. Hat sie ihre Tochter mit so viel Liebe und Sorge großgezogen, um sie nun einem gänzlich Fremden zu überlassen? Soll das der Lohn aller ihrer Mühen sein? Der zukünftige Ehemann hört sich diese Wehklagen eine Zeitlang an, dann stillt er schließlich den Schmerz der Tiefbetrübten durch die Verabreichung von Geschenken. Hier handelt es sich ja nur um eine Art symbolischer Handlung. Dagegen kann bei den nordamerikanischen Dakotas das Verhältnis zwischen Schwiegermutter und -sohn von großem Einfluß auf den Bestand der Ehe werden. Nimmt nämlich erstere — zu recht oder zu unrecht — Veranlassung zur Beschwerde über das Betragen ihres Eidams, so erscheint sie womöglich noch während der Flitterwochen eines Tages in der Behausung des jungen Paares und holt ohne alle weiteren Formalitäten ihre Tochter mit oder gegen deren Willen wieder in ihren Wigwam zurück.

Auch einige Indianerstämme, die an der Westküste Alaskas hausen, kennen ganz absonderliche Gewohnheiten. Kann doch dort einem jungen Ehemann das Furchtbare passieren, die eigene Schwiegermutter zur Frau nehmen zu müssen. Die Mädchen werden dortzulande nämlich bereits ganz kurz nach ihrer Geburt verheiratet, aber erst nach Erreichung des zwölften oder dreizehnten Lebensjahres dem ihnen bestimmten Manne zugeführt. Stirbt nun unglücklicherweise ihr Vater, bevor es so weit ist, so hat der junge Ehemann die Verpflichtung, seine soeben zur Witwe gewordene Schwiegermutter über ihren Verlust hinweg zu trösten und zu ehelichen. Man muß also in Alaska bei Eingang einer Verlobung noch viel vorsichtiger sein, als es bei uns schon geboten ist.

Mensch zu Mensch.

Skizze von Georg Wagener.

„Majestät kommen! Majestät kommen!" Der Sekretär der Internationalen Ausstellung für Elektrizitätswirtschaft stolperte aufgeregt in das Dienstzimmer seines Direktors: „Der Wagen Ihrer Majestät wird sofort halten."

Der Direktor knöpfte ruhig den Gehrock zu und schritt die Stufen zum Portal hinunter. Sein Schritt war ein wenig müde. Vielleicht trug die Schuld hieran die Eile, mit der er die Ausstellung auf Anordnung des Handelsministers für den Empfang der Königin hatte vorbereiten müssen. Ueber dem Eingang ein elektrisches Transparent mit der Initiale der Landesmutter, Fahnen, Girlanden, Läufer, auf die Straße hinaus gebaut ein Baldachin. „Liebedienerei", sagte er leise zu sich, als er das befohlene Werk mit einem raschen Blick noch einmal übersah.

Er kam eben rechtzeitig, um der Königin beim Aussteigen die Hand zu reichen. Und dann sagte er in der Halle seinen Spruch, wie dieser ihm vom Ministerium vorgeschrieben worden war: „Euer Majestät heiße ich im Namen der Ausstellungsleitung ehrerbietigst willkommen. Das hohe Interesse ..."

Seine Stimme klang ein wenig spröde. Die Königin hörte ihm mit höflichem Ernst zu. Der Handelsminister spielte nervös mit dem Seidenhut: „Herzlicher, überzeugter, devoter müßte das herauskommen."

Der Direktor führte die Königin durch die Ausstellung. Hier und da blieb er stehen und erklärte in kurzen Worten ein Modell, wenn er glaubte, aus dem Blick des Besuches eine leichte Aufforderung dazu lesen zu können. Der Handelsminister und die zehn Herren des Gefolges verrieten ehrerbietige Achtung vor der bewundersworten Sachkenntnis, welche die hohe Frau durch ein gelegentliches „Sehr geistreich! Erstaunlich!" bewies.

Vor einem Riesenmotor blieben alle stehen. Eine schmale Eisentreppe führte zu einer kleinen Plattform hinauf. „Welchen Zweck erfüllt sie?" fragte die Königin. Der Direktor stieg ein paar Stufen hinauf und wies mit der Hand nach oben: „Von dort erfolgt die Kontrolle. Wünschen Euer